

Der Pilger

Ein Pilger. So könnte man mich auch nennen. Ich weiss nicht mal, ob ich gläubig bin, sofern man das anhand einer Methode feststellen kann. Anhänger einer Kirche zu sein ist eine Art, sicher. Aber man kann auch an andere Dinge glauben, an das Gute. Ich bin einfach ein Pilger, gläubig oder nicht. Im Grunde ist es auch egal. Ein Pilger ist ein Wanderer, ein Reisender. Und so einer bin ich. Ich verfolge kein bestimmtes Ziel, irgendeinmal werde ich es einfach finden. Ich bin einfach darauf losgelaufen, habe nichts überlegt. Wie lange und wohin? Ich weiss es nicht. Ich bleibe jedenfalls so lange fort, bis ich meinen Frieden gefunden habe. Ich habe einfach genug von meiner stinkenden Stadt. Die Leute haben nur ihr Geld und solche unnützen Dinge im Kopf. Handys und Elektronik, das aktuelle Thema. Ich verstehe das vielleicht. Ich hatte ja selber auch ein Handy. Aber ich musste Ruhe haben von der Elektronik, vom Lärm und vom Alltag. Und die finde ich hier in der Natur, wo noch kein Mensch einen Baum gefällt hat und es noch andere Tiere gibt ausser Ratten, Kühe und Ziegen. Auch ist weit und breit kein anderer Mensch. Pilgern ist auch eine mentale Sache. Jeder Schritt musst du gehen wollen, sonst kommst du nicht weit. So oft du die harte Spitze deiner Schuhe auch gesehen haben magst, und sie mit jedem Schritt dreckiger wird, du musst weitergehen. Es kann ätzend sein, bestimmt. Aber wenn du in den Fluss kommst, in den Bach des Wanderns, wirst du mit der Strömung mitgerissen, die Schritte kommen wie von selbst. Puff! Puff! Du hörst nur noch das dumpfe Pochen deiner Schritte, während dein Geist ganz woanders ist. Pilgern ist eine körperliche Reise und eine mentale, wobei ich nicht sagen kann, welche von beiden beeindruckender ist.

Ich weiss nicht, wo ich bin. Irgendwo im Wald. Dunkel ist es hier, düster. Zu beiden Seiten ragen bedrohlich grosse Fichten in die Höhe, als wollten sie jedem weiss machen, der hier durchkommt: «Wir zerdrücken alle diejenigen, die einen Fuss in unseren Wald setzen! Bleib auf dem Weg!» Angst gehört beim Wandern einfach dazu. Da ich nichts anderes als ein Stock dabei habe, kann ich nur hoffen, dass mich kein Wolf findet. Meine Haut an den Füßen ist rau und mit Blasen übersät, die bei jedem Schritt zu Platzen drohen. Vermutlich bin ich schon mehrere Wochen unterwegs. Ich weiss es nicht. Ich runzle die Stirn. Schon komisch, dass man ohne Handy fast nicht auskommen kann. Ich muss ein wenig über mich selbst schmunzeln. Wegen der Elektronik und des Lärms bin ich gegangen und jetzt wünsche ich mir genau das zurück. Sollte ich umkehren? Hat es einen Sinn weiter zu gehen? Diese Fragen jagen mir schon Tage durch den Kopf. Ich denke, das ist wahrscheinlich das, was das Pilgern ausmacht. Immer weiter zu gehen, kann sehr streng und kräftezehrend sein. Vor allem der Geist braucht einen besonders starken Willen, wenn er nicht so schnell wegen ein paar Facebook Freunden umkehren will. Ich habe vielleicht nicht immer die Macht, meinen Körper zu kontrollieren, aber diesmal hat es geklappt. Jedenfalls bis jetzt. Ich bin noch nicht umgekehrt. Doch hier in diesem kalten und düsteren Wald wäre es mir lieber, vor dem Fernseher zu sitzen. Besser einen Abenteuerfilm schauen, als ihn selbst erleben. Vielleicht träumt ihr davon, einmal eine Expedition zu machen, aber ich sage euch jetzt schon, lasst es sein. In den Filmen sieht es einfacher aus, als es ist. Ihr glaubt mir nicht? Überzeugt euch selbst. Moment! Ich sehe etwas. Schnell springe ich hinter einen Busch am Wegrand und blicke zwischen den Zweigen hervor. Eine Gestalt kommt den gepflasterten Weg entlang, mir entgegen. Räuber? Vielleicht. Oder ein anderer Pilger? Keine Ahnung. Ich beobachte die Person genau. Sie sieht älter als ich aus. Jedenfalls geht sie gebückt und hinkt. Wer weiss, könnte sein, dass sie an einer speziellen Knochen- und Gelenkkrankheit leidet. Eher nicht. Sie ist vermutlich alt. Trotzdem geht sie ziemlich schnell und ist bald nicht mehr weit von mir weg. Auf

die Distanz kann ich schätzen, dass es ein Mann ist, ich sehe den Bart, der zwischen der Kapuze hervorquillt. Ich weiss nicht, warum ich mich verstecke, aber sicher ist sicher. Der Mann kommt näher. Zehn Meter. Ich atme immer schneller. Fünf Meter. Meine Hände zittern aus Nervosität. Zwei Meter. Mein Atem tönt viel zu laut! Ein Meter. Der Mann bleibt stehen. «Nun stellen Sie sich nicht so an!», brummte eine Stimme aus seiner Richtung. «Ich tue doch nichts.» Langsam hebe ich den Kopf und stehe zitternd auf. Ein Bandit oder sonst ein übler Kerl ist der Mann nicht. Ich beruhige mich langsam. Ein wenig peinlich war das gewesen. «Sir», sage ich, «tut mir leid, ich dachte, sie seien ein Räuber. Sie wissen schon. Verhüllte Gestalten sollte man in dieser Gegend meiden. Nicht?» Unsicher trete ich einen Schritt näher. «Besser», sagt der Mann und wirft seine Kapuze zurück. Ein Zwerg, denke ich. Sorry. Aber der Mann sieht wirklich ein wenig aus wie ein Zwerg. Sein langer Bart ist grau und reicht ihm fast bis zum Gürtel. Sein Gesicht ist zerfurcht von Falten. Und seine Augen... Ich schaudere und mir stellen sich alle Haare zu Berge. Grau sind sie, tief und durchdringend. Vermutlich älter als die ganze Welt und weise. In ihnen verbirgt sich ein Wissen und eine Schläue, heimtückisch und nützlich. Ich weiss sofort, wer ich vor mir habe. «Da Vinci!», sage ich. Der Mann sagt nichts, lacht nur. Er lacht tief und brummig, als hätte er seinen ganzen Bart verschluckt und versuchte ihn nun wieder auszuspucken. Er greift sich an die wulstige Stirn und schüttelt den Kopf. «Junge, Junge. Da Vinci ist tot. Seit vielen Jahren. Ich kenne zwar seine Geschichte, aber ihn selber bin ich noch lange nicht. Ich bin Shasa.» Ein wenig perplex und enttäuscht stehe ich da, den Blick auf den staubigen Boden gerichtet. Da Vinci wäre mir lieber gewesen, der hätte bestimmt ein Heilmittel gegen Blasen gewusst, obwohl ich mir da nicht so sicher bin. Ich nehme aber trotzdem seine Hand und schüttle sie. «Tim!», sage ich. Seine Hand fühlt sich rau an. Ausserdem habe ich das unguete Gefühl, das sie seit Jahren nicht mehr gewaschen worden war, auch wenn kein Dreck zu sehen ist. «Wo gehst du eigentlich hin?», fragt mich der Alte und beäugt mich abschätzend und mit einem forschenden Blick. «Keinen Schimmer», sage ich und wende den Kopf ab. Diese Augen! Ich bin nicht im Stande, sie länger anzusehen. Ich sehe es zwar nicht, aber ich kann spüren, wie sich die Augen des Mannes weiteten. Shasa scheint zu lächeln. «Vermutlich der einzige Mensch der Welt, der nur zum Vergnügen herumwandert, was? Musste auch eine Therapie haben, vor vielen Jahren. Doch zurückgekehrt von ihr bin ich nie. Bin immer hier geblieben. Wenn du möchtest, kann ich dich führen?» Ich richte meinen Kopf wieder auf und blicke geradewegs in seine Augen. Ich schlucke. «Ja!», sage ich langsam und vorsichtig. Ich wage es nicht, ihm zu widersprechen. Eigentlich will ich nach Hause, aber das sage ich ihm sicher nicht. Mir kommt ein Gedanke. «Shasa! Können Sie, ähh, mich in diese Richtung führen? Ich möchte eine Stadt dort besuchen.» Ich deute in die Richtung, von der ich gekommen bin und hoffe, dass er nicht weiter nachfragt. Das tut er nicht. «Ich führe dich dorthin, klar. Aber nicht auf der Strasse. Durch den Wald, durch die Berge, durch Sümpfe, falls wir solche finden, und durch noch viele andere Dinge. Komm!» Ich nicke. «Ich habe da nur noch eine Frage. Kennen Sie ein Heilmittel gegen Blasen?» «Natürlich», brummte er.

Vermutlich bin ich naiv. Na gut, ich bin sehr naiv. Mit einem Fremden mitzugehen, der aussieht wie ein Räuber, auch so riecht und durch den gefährlichen Wald wandern will. Nicht mal «Biep» hätte ich sagen können, so schnell sind wir im Wald gewesen. Tja, jetzt kann ich nur noch auf seine Führung vertrauen. Ich bereue es auch, dass ich überhaupt von Zuhause aufgebrochen bin. Ich will jetzt ja sowieso nur zurück. Hätte ich mein Handy dabei! Dies wäre eine gute Facebook-Story. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie sich es damals angefühlt hat, als ich wegen des Handys und der anderen Elektronik abgehauen bin. Jetzt wünsche ich mir genau das zurück, wegen dem ich gegangen bin. Wie lange Shasa und ich schon unterwegs sind, weiss ich nicht.

Vermutlich um die zwei Tage. Zweimal hatten wir einen Rast gemacht und geschlafen. Er hat mir auch sein Heilmittel gegen Blasen gezeigt, geht schon viel besser. Nur wenig spreche ich mit Shasa, ich bin es leid geworden. Ich hoffe nur, dass der Rest der Reise möglichst schnell vorbeigeht. Am liebsten würde ich umkehren, doch dafür ist es nun zu spät. Ich hätte mich am liebsten selbst geschlagen. Dieses vermaledeite Pilgern bringt nichts. Nur Elend und Langeweile. Schon klar, dass das heutzutage niemand mehr macht. Unpopulär ist es und das kommt meistens nicht von ungefähr. Auch die Bäume sehen immer gleich aus. Düster und hoch. Nur selten lassen sie einen Sonnenstrahl durch ihr starkes Blätterdach. Zwar wirken sie, jetzt wo Shasa mit mir geht, nicht mehr so bedrohlich, aber trotzdem mag ich sie nicht. Shasa scheint kein Problem mit den alten Tannen zu haben. Vermutlich sieht er einfach nicht, wie düster sie ihn anglotzen. Shasa scheint auch sonst in sehr merkwürdiger Stimmung. Er spricht fast nie und geht einfach vor sich hin. Seine Aura aber ist positiv, soweit mein Sehvermögen das beurteilen kann. Ich bin auch nicht sicher, ob er weiss, wo wir uns befinden.

Shasa tritt vor mir her, ich stöhne und der schweiss läuft mir den Rücken herunter. «Wo sind wir?», keuche ich und denke sehnsüchtig an mein Computerspiel. Ganz zu schweigen vom Fernseher. «Geht es noch lange?» Ich lehne mich an die weiche Rinde eines Baumes und senke daran nieder. Sofort stöbere ich in meinem Rucksack nach etwas Essbarem. Ein paar alte, zerbröselte Cracker sind alles, was ich habe. Nasenrümpfend rieche ich an ihnen. Shasa kommt die wenigen Meter zu mir herangelaufen. Sein langer Bart wackelt hin und her. «Schlafmütze», schimpft er. «Ich bringe dich zurück! Sicher, sofort wenn du willst. Ich kann den schnellsten Weg nehmen, den es gibt! Sollst das Handy und dein Zeugs haben! Aber nützt dir das was? Hääh? Ich verstehe dich einfach nicht ganz. Vermutlich bist du wegen den elektronischen Geräten abgehauen. Nicht? Und jetzt willst du zurück. Gibt nicht sehr viel Sinn!» Verblüfft sitze ich da mit den Crackern in der Hand. «Woher wissen Sie das?», zittere ich hervor und lege die Cracker weg auf den Waldboden. «Deine Aura!» Er betrachtet die Cracker mit einem bösen Blick. «Die nimmst du wieder mit. Wo war ich? Ahh, ja! Deine Aura ist stark beeinflusst von Elektrizität, Internet und den anderen schädlichen Dingen. Du bist durchlöchert. Die künstlichen Schwingungen dringen immer weiter in dich ein und durchbohren deinen Körper wie Holz. Je mehr Löcher es gibt zum Eindringen, desto besser für die schlechten Schwingungen. Ich hatte gehofft, ich könnte sie ein wenig heilen. Die Natur kann die Löcher wieder flicken. Aber nur, wenn du das auch willst. Gut, wohin gehen wir jetzt?» Verblüfft, überrascht, wütend und noch einiges mehr bin ich. Dieser Shasa. Er fasziniert mich immer mehr. Mein Gehirn rattert. Ich wäre nicht erstaunt gewesen, hätten alle im Umkreis es gehört. Shasa setzt sich neben mich und schliesst die Augen. Er packt die Cracker, die immer noch neben mir liegen, und isst alle auf, das Papier stopft er in seine Hosentasche. Dann schläft er ein. Ich nutze die Zeit zum Überlegen, ich versuche es jedenfalls. Zwei Worte wirbeln in meinem Kopf herum. Handy und Pilgern. Das Handy bekriegt sich mit dem Pilger, das Handy ist um einiges stärker. Es hat alle möglichen Spezialeffekte wie der Kamerablitz, um den Gegner zu blenden, der Pilger hat nur seinen Stock. Jemand rüttelt mich und ich wache auf.

Ich liege unter demselben Baum, unter dem ich eingeschlafen war. Er ist auch nicht heller geworden. Shasa steht neben mir, er ist erstaunlich hoch, besonders wenn der Betrachter am Boden liegt. Ich stehe auf und wir setzen uns in Bewegung. «Shasa?» Er grummelt. «Ich habe Hunger!», sage ich. Meine Entscheidung habe ich ganz vergessen, Shasa wohl auch. Er brummt wieder. «Hab nichts. Finden schon was.» Stunden trotten wir dahin, der Wald scheint kein Ende zu nehmen. Ich höre Vögel

zwitschern übertönt von meinem knurrenden Magen. An mein Handy denke ich nicht mehr, aber an meine gemütliche Wohnung und an die Pizzas, die ich noch warm vom Kurier entgegennehmen kann. Das Wasser läuft mir im Mund zusammen, ich schlucke es wieder hinunter, doch es fließt und fließt und hört nicht auf damit. Ich habe schon gesagt, dass Pilgern eine mentale Sache ist. Jedoch wird mir das erst jetzt klar. Jetzt, da ich Hunger habe, keine Lust habe um weiterzugehen. Doch ich muss. Ich habe keine Wahl, ich will schliesslich nicht verhungern. Etwas Essbares kann ich nur finden, wenn wir suchen, obwohl das Essen vermutlich keine Pizza sein würde. Vermutlich Beeren, aber die gibt es hier nicht. Je weiter man kommt, desto mehr muss man sich auf seine Schritte konzentrieren. Jeder einzelne ist anstrengend, jeder kostet dich mehr Mühe und du denkst mit jedem mehr an Zuhause und an den Luxus des Alltages. So ergeht es mir. Der Hunger wird stärker. Ich trinke Wasser, doch der Hunger bleibt. Ich hätte verzweifeln können, doch ich halte stand. Ich bin überzeugt, mein Glaube ist stark. Auch wenn ich nicht an die Kirche glaube, aber an das Ziel des Weges und daran, Essen zu finden, glaube ich. Im Grunde ist jeder Pilger ein Gläubiger. Er muss glauben, das Ziel des Weges zu erreichen. Ich habe einen Teil von mir besser kennengelernt. Vielleicht nur einen kleinen Teil, aber ein wichtiger. Ich habe gemerkt, dass mein Wille ein starker und mein Glaube an das Gute und das Leben ein grosser ist. Doch mit der Zeit schwindet auch meine Hoffnung. Mein Wille kann noch so stark sein, wenn mein Körper nicht mehr mitmacht, muss ich aufgeben.

Mein Magen knurrt wild. Ich gehe mit geneigtem Kopf neben Shasa her. Jeder Schritt kostet mich Mühe. Bilder von Festessen, von kargen Mählern und von Pizzas schießen durch meinen Kopf. Ich spreche kein Wort, bin nur mit meinem Gedankenkampf beschäftigt. Meine Entscheidung kann über Leben und Tod entscheiden. Würde ich aufgeben, würde ich bestimmt verhungern. Ginge ich weiter, vermutlich auch. Ich kann also wählen. Niedergeschlagen sinke ich an einem Baum zusammen. Dieser verdammte Wald, er will kein Ende finden und scheint mit jedem Schritt düsterer zu werden. Shasa hat auch angehalten und betrachtet mich streng. «Hunger? Was?», fragt er, aus irgendeinem Grund ein wenig belustigt. Ich finde das nicht zum Lachen, sage aber nichts. Shasa kniet nieder. «Wir finden bald etwas», sagt er. Ich schüttele den Kopf. Sehnsüchtig denke ich an die Fachitas, die ich im Restaurant nebenan einmal gegessen hatte. Ein Rumoren unterbricht die Stille und ich greife mir an den Kopf. Schwindlig ist mir geworden. Ich schliesse die Augen. Es raschelt. Ich blicke auf. Shasa hat ein Sandwich aus dem Rucksack geholt. «Hier, iss! Ich wollte nur sehen, wie lange es du ohne aushältst.» Eigentlich sollte ich wütend sein, auf Shasa. Fast verhungert wäre ich wegen diesem Kerl! Aber mein Hunger ist zu gross. Ich versenke meine Zähne genüsslich im Salami-Brot. Der Geschmack zerschmilzt in meinem Mund und erfüllt mich mit Freude. Nichts ist mehr wichtig, nur das Sandwich und ich. Das Brot reicht kaum für zwei Minuten. Shasa reicht mir ein neues. Wie lange ich futtere, weiss ich nicht. Vier oder Fünf Brote sind es bestimmt. Traumhaft schmecken sie. Nach dem letzten Bissen ist mein Wille wieder da. Ich bin entschlossen.

Mein Gefühl ist toll. Mein Wille ist zurück, und ich bin entschlossen, am Ziel anzukommen. Im Moment will ich vermutlich nichts anderes, als das Ziel zu erreichen. Nicht mein Handy vermisse ich, ich will ruhen. Schlafen in meinem flauschigen Bett, tagelang. Dann würde ich bestimmt mal duschen. Ich denke, meine Therapie ist zu Ende. Ich habe meine Auszeit gehabt, jetzt genügt es. Im Moment ist mir egal, wie lange ich noch Wandern muss. «Shasa!», sage ich, um mich abzulenken und schliesse zum Bärtigen auf. Er brummt sein «Ja» hervor und wendet sich mir zu. Erst jetzt fallen mir seine Augen wieder auf. Doch jetzt halte ich ihnen mühelos stand. Shasa scheint

mich gründlich zu Röntgen. «Deine Aura hat jetzt weniger Löcher. Sie glänzt mehr», sagt er. Wir lachen. Das ist der erste glückliche Moment seit Tagen. Wir sprechen noch lange. Vor allem über die Wanderungen, die Shasa unternommen hatte, aber auch über unsere.

Der Wald lichtet sich und ich erkenne mich wieder. Verdammt schön ist es hier. Das kleine, friedliche Dorf, in dem ich wohne, von der Sonne beschienen, schlummert friedlich vor uns. Es liegt vielleicht nur noch ein paar Kilometer von mir entfernt. Es wird Zeit für den Abschied. Ich blicke Shasa an. «Danke!», sage ich. Dann gehe ich ohne ein Wort über die grosse Wiese davon. Das Gras wedelt um meine Schuhe. Ich muss an meine Reise denken. Toll ist sie gewesen, wenn auch nur am Schluss. Ich bin weit gereist, im Lande und im Kopf. Ich habe mich besser kennengelernt. Ich habe einen kleinen Teil meines inneren ICHs gefunden, das sonst von elektrischen Strahlen gestört wird. Ich habe viel gelernt. Mein Handy brauche ich nicht mehr. Ich brauche keinen Luxus mehr. Ich finde das Wandern etwas vom Tollsten, mein Luxus. Doch ich muss von ihm schon wieder Abschied nehmen. Ich muss an Shasa denken. Der Gedanke schmerzt mich. Will ich überhaupt in mein Dorf zurück? Will ich den Alltag wieder haben? Will ich denn das Wandern haben? Das Pilgern? Lauter Fragen. Ich schalte mein Gehirn ein, lasse es einen Moment laufen, fasse einen Entschluss. Ich wirble herum, rucke den Kopf hoch und rufe: «Shasa warte!»